

Tapferkeit heraus verdrängt hat. Er hat ihr vielmehr ins Angesicht geschaut und mit ihr gerungen, sie durchlitten und überwunden. Wie Pfleger sagt: „Die bittere Medizin des Sterbens . . . wurde ihm in kleinen Dosen verabreicht. Er mußte den Akt des Sterbens geistig so gründlich einüben, bis er den physischen Akt des Sterbens wie eine Erlösung erwartete“ (S. 338). Mit Ergriffenheit verfolgt der Leser der Briefe diese Eroberung der Bereitschaft zum Sterben in ihrem Auf und Ab der Hoffnung, der Angst und der Ergebung bis zum endlichen Sieg, dessen Größe und Vollständigkeit sich allerdings nicht mehr in diesen Briefen darstellen konnte, da der Krieg den Briefwechsel abbrach, wohl aber im Zeugnis derer, die dieses Ringen miterlebten und in jenen „Worten zum Abschied, zum letzten Abschied“ an seine Schüler: „Und wenn Sie mich nun fragen sollten, bevor ich jetzt gehe und endgültig gehe, ob ich nicht einen Zauberschlüssel kenne, der einem das letzte Tor zur Weisheit des Lebens erschließen könne, dann würde ich Ihnen antworten: ‚Jawohl‘. — Und zwar ist dieser Zauberschlüssel nicht die Reflexion, wie Sie es von einem Philosophen vielleicht erwarten möchten, sondern das Gebet. Das Gebet, als letzte Hingabe gefaßt, macht still, macht kindlich, macht objektiv. Ein Mensch wächst für mich in dem Maße immer tiefer hinein in den Raum der Humanität (— nicht des Humanismus —), wie er zu beten imstande ist, wofür nur das rechte Beten gemeint ist. Gebet kennzeichnet alle letzte ‚Humilitas‘ des Geistes. Die großen Dinge des Daseins werden nur den betenden Geistern geschenkt. Beten lernen aber kann man am besten im Leiden.“<sup>2</sup>

Aus dieser Humilitas heraus kann Wust in einem Brief an Pfleger von einem „herrlichen Bankrott“ sprechen

<sup>2</sup> Peter Wust, „Der Mensch und die Philosophie“, Münster 1946, Regensburg. Nachwort, S. 138.

(S. 50), wenn der Mensch in seiner Armseligkeit und seinem Versagen ehrlich und demütig vor Gott steht. Und schon Juli 1935 schrieb er: „Vom Dorfe gekommen, habe ich 1900 um des Geistes willen das Dorf verlassen, um dann dreißig Jahre später zu erkennen, daß ich zur Weisheit des Dorfes wieder zurückkehren mußte“ (S. 13). Der Weg war über die damals weit verbreitete Religion des Humanismus und der Bildung unter der Führung Kants und Goethes gegangen. Sie hatte ihn im Tiefsten nicht befriedigen können. Überwunden hat die Angst nur die Gewißheit des Glaubens, daß Gott die Liebe ist (Vgl. S. 165 f., 172), als er das große Gesetz der göttlichen Liebe erkannte: „Dieser absolute Erzieher liebt nicht sentimental, nach den Maßen der ‚Welt‘. Er liebt absolut. Seine Liebe ist hart, aber sie ist tief. . . . O ich liebe diesen ewigen Erzieher so sehr. Ich weiß, Er allein ist redlich; Er allein ist objektiv (S. 282). Daß solche Worte angesichts eines qualvollen Leidens, das mit dem Tode enden mußte, an den vertrauten Freund geschrieben werden konnten, das gibt ihnen ihr Gewicht. Das gibt auch den Schriften Wusts eine Eindringlichkeit, wie sie nur Werken entströmt, die mit dem eigenen Herzblut geschrieben sind.“<sup>3</sup>

August Brunner S. J.

## Die Kirche Chinas in der roten Flut<sup>1</sup>

In der Ausgabe vom 12. 1. 1950 der englischen Zeitung „The Listener“ berichtet Arthur Mathews von einer Begegnung mit dem chinesischen Kom-

<sup>3</sup> Soeben erschien unter dem Titel „Ich befinde mich in absoluter Sicherheit“ ein „Gedenkbuch der Freunde für Peter Wust“, herausgegeben von Wilhelm Vernekohl (Münster, Regensburg, 184 S., geb. DM 6.80), in dem eine stattliche Reihe von Schülern und Freunden Beiträge zum Leben und Philosophieren des verehrten Meisters gesammelt und als Erinnerungsgabe dargeboten hat. D. S.

<sup>1</sup> A. Tellkamp, Hammer und Sichel über China. (208 S.) Siegburg 1949, F. Schmitt.

munistenführer Mao Tse-tung, bei der ihm dieser gesagt habe: „Früher dachte ich, daß nur die Intellektuellen sauber und daß die Arbeiter und Bauern schmutzig seien. Heute scheint mir, daß die vom Schmutz geschwärzten Hände und die mit Kot beschmierten Füße des Arbeiters und Bauern immer noch sauberer sind als die des Bürgertums und des Kleinbürgertums.“ Der 57-jährige Mao Tse-tung ist selber der Sohn eines Bauern aus der Provinz Hunan. Schon frühzeitig schloß er sich dem Kommunismus an. 1921 gehört er zu den führenden Gründungsmitgliedern der Kommunistischen Partei Chinas.

Es ist für den chinesischen Kommunismus bezeichnend, daß sein Führer der Sohn eines Bauern ist, der das Leben dieses Standes aus eigener Anschauung kennt. Denn anders als in Europa kann sich der Kommunismus in China auf kein Fabrikproletariat stützen. Ein solches gibt es nur in den großen Hafenstädten Shanghai, Hankow, Tientsin und in einigen anderen Städten, in denen die Industrie mehr entwickelt ist. 80% der Einwohner Chinas sind Bauern, von denen 44% Kleinstgrundbesitzer bis zu  $\frac{1}{2}$  Hektar (66 ar) sind, während 5% Großgrundbesitzer 43% des Bodens in Händen haben. Wie alle Bauern sind auch die chinesischen konservativ und individualistisch. Sie haben jedoch mehr als anderswo durch die Jahrtausende bis auf den heutigen Tag schwere Lasten getragen. Heute noch

ist ihre Arbeitsweise die vergangener Jahrhunderte. Dies, verbunden mit häufigen Trockenheiten und anderen Plagen, läßt sie jeweils nur eine ganz geringe Ernte einbringen. Darum können sie ihre zahlreichen Familien nicht ernähren, während auf dem Großgrundbesitz die Arbeitskräfte fehlen. Die Folge davon ist eine immer weiter um sich greifende Verelendung und Verschuldung der Kleinbauern, die sie mehr und mehr dem Großgrundbesitz und den Wucherern ausliefert. So betrug der Pachtzins oft bis zur Hälfte, ja sogar bis zu Dreiviertel der Ernte, die Zinsen für das Geld stiegen bis zur unglaublichen Höhe von 100% im Jahr. Man muß heute zugeben, daß die Revolution von 1911 und die anschließende Regierung des Kuomintang darin keine Abhilfe geschaffen hat; denn ihr nur zögerndes Vorgehen in der Bodenreform kann bei der Dringlichkeit der Frage nur ein Versagen genannt werden. Zu sehr war die Zentralregierung Chiang Kai Sheks den bürgerlichen Kreisen, vor allem den vier Großbankiersfamilien Chiang, Soong, Kung und Chen verhaftet. Der Kommunismus dagegen hat in den Gegenden, die er schon vor dem chinesisch-japanischen Krieg (1937) beherrschte, sofort energisch Abhilfe geschaffen, indem er den Pachtzins auf 37% der Ernte festsetzte und den Zinsfuß auf höchstens 10%. Auch die Arbeitsmethoden wurden unter seiner Führung verbessert. So stieg in einem kleinen Grenzdorf die bebaute Fläche von 23 ha auf 52 ha, während die Ernte um das doppelte stieg; die Zahl der Wohlhabenden wuchs von 68% auf 88%, gleichzeitig nahm die der Armen entsprechend ab. Wie wenig die Zentralregierung aus dem Arbeiten des Kommunismus lernte, sieht man aus ihrem Vorgehen bei den Bauern in der Umgebung von Shantung. Diese waren mit Unterstützung der amerikanischen Marine wieder unter die Herrschaft der Zentralregierung gekommen. Sofort verloren sie wieder alle Rechte, die

Ders., Das Problem der Bodenreform in China, in dieser Zeitschrift, Bd. 143, S. 124—136.

Jean Jacques Brieux, La Chine de Mao Tse-tung, in „Esprit“ fev. 1950, Paris.

Willem Grootaers, Analyse du communisme chinois, in „Le Bulletin des Missions“, t. XXIII No 3, 1949 Abbaye de Saint-André-lez-Bruges.

Raymond de Jaegher, Eglise et communisme en Chine, in „Eglise vivante“ t. I No 4 1949, Louvain.

Joseph Li Kuang Hoa, La piété filiale chinoise, ebd.

Emmanuel Hanquet, En Chine communiste, ebd. t. I No 2.

ihnen die Kommunisten gegeben hatten. Daß sie zu geschworenen Feinden der nationalen Regierung und zu glühenden Anhängern der Kommunisten wurden, ist klar. Damit sollen die Untaten der Kommunisten nicht entschuldigt oder gar gebilligt werden. Man wird aber manches doch als Ausbruch eines lange entrechteten Volkes verstehen müssen. Der Kommunismus hat leider die berechtigten Ansprüche dieser Menschen für seine Ziele ausnützen können.

Unter diesen Vorgängen leidet selbstverständlich auch die Kirche; denn sie zählt in den Augen der Chinesen zu den Großgrundbesitzern. Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß die katholischen Missionen zum größten Teil auf dem Lande sind. Nun brauchen die Schulen, Waisenhäuser, Krankenhäuser und sonstigen Einrichtungen einer Mission etwas, wovon sie leben können. Daß dies in normalen Zeiten nichts anderes sein konnte als der Boden, ist verständlich. Daß der Kommunismus darauf keine Rücksicht nahm, wundert einen nicht, zumal die Missionare in seinen Augen nur Faulpelze waren, da sie keine körperliche Arbeit verrichteten. Waren bisher also die Missionare in der Lage, vom Ertrag ihres Bodens zu leben und so ungehindert der eigentlich seelsorgerlichen Arbeit nachzugehen, so sind sie jetzt auf ihrer Hände Arbeit angewiesen. Mgr. Wang, ein einheimischer Bischof, arbeitet als Straßenkehrer in seiner Bischofsstadt. Mgr. Lapierre bäckt Brot, das seine Priester im Handel verkaufen. So wie sie sind Hunderte von Priestern und Schwestern zur Handarbeit genötigt. Daß darunter die bisherige Art der Seelsorge leidet, ist jedem klar, der diese Verhältnisse nur einmal auf unsere Länder anwenden wollte. Es entsteht allerdings die Frage, ob sich dadurch nicht andere Methoden des Apostolats ergeben, die vielleicht gar nicht so neu sind wie es zunächst ausschauen möchte. Hat doch schon Paulus als

Zeltweber sein Brot verdient und daneben seine Gemeinden betreut. Auch die ersten Jesuitenmissionare in China haben von ihrer Arbeit gelebt, wenn dies auch, durch die Umstände bedingt, die gelehrte Arbeit der Mathematik und Astronomie sowie künstlerisches Schaffen war.

Man kann jedoch die Vorgänge in China nicht verstehen, wenn man nicht die nationale Frage mit berücksichtigt. Als 1793 Lord Macartney als Gesandter des englischen Königs seinen Antrittsbesuch am Kaiserhof in Peking machte, trug die Dschunke, die ihn auf dem Kanal von Hankau aus dorthin brachte, die Aufschrift: „Der König von England bringt dem Kaiser von China den Tribut.“ Das chinesische Volk kann sich wie kein anderes einer viertausendjährigen Kultur rühmen. Der Stolz darauf ist durchaus berechtigt. Nun wurde aber dieses Volk seit dem erzwungenen Eintritt der europäischen Mächte im Jahre 1842 gerade darin oft peinlich verletzt. Daß es erst 1923 wieder einen Vertrag schließen konnte, bei dem es als gleichberechtigter Partner angesehen wurde, und daß der andere Vertragschließende Sowjetrußland war, hat China den Russen nie vergessen. Was würden wir sagen, wenn mitten in unseren Städten Verbotstafeln ständen, die jenen entsprächen, die man vor Anlagen in chinesischen Städten finden konnte: „No dogs no Chinamen“ (Verboten für Hunde und Chinesen!)? Es ist unerhört, was sich die „christlichen“ Völker in China geleistet haben. Sie tragen ihr gut Teil Schuld, daß der Kommunismus sich in China zum Wortführer des Nationalismus machen kann. Es ist jedoch bemerkenswert, daß dieser Haß sich auch auf die Russen erstreckt, wo sie, wie in Dairen, als Besatzung da sind. Aus diesem durch den Kommunismus neu erwachenden Nationalismus heraus ist ein Bericht aus Peking zu verstehen, den ein gläubiger Christ geschrieben hat: „In Peking ist ein neuer Geist und eine ganz

andere Atmosphäre; man merkt, daß das Vaterland seine Einheit wieder gefunden hat; wir können wieder für unser Land arbeiten und hoffen, an seinem Wiederaufstieg mitzuwirken. Der Materialismus und die gegen jeden Geist eingestellte Haltung des Kommunismus dürfen uns seine guten Seiten nicht übersehen lassen.“ Um die Bedeutung dieser Zeilen ganz zu verstehen, sei der Eindruck eines Chinesen wiedergegeben, den dieser im Jahre 1947 dem Verfasser dieses Artikels berichtete. Er war voller Hoffnung auf die Wiedergeburt seines Vaterlandes und vor allem auch für ein blühendes Wirken der Kirche unter der Regierung Chiang Kai Sheks. War doch gerade in den Monaten von September 1946 bis August 1947 die nationale Offensive mit vollem Erfolg gekrönt. Leise sprach er jedoch die Befürchtung aus, daß es vielleicht doch nicht gut gehen könne, da die Besten der Jugend von der maßlosen Korruption der Regierungskreise abgestoßen würden. Außerdem sei gerade in den führenden Schichten ein ausgesprochener Mangel an sozialem Sinn zu verspüren. Wenngleich der Kommunismus das Steuersystem viel vorteilhafter ausgebaut hat (ohne Zwischenbeamte und Steuereintreiber, die jeweils für ihre Mühen neue Steuern erhoben), so bleibt doch abzuwarten, inwieweit er dieser Korruption ein Ende bereiten kann. Aus den bitteren Erfahrungen, die wir machten — wie sehr erinnert uns der Brief aus Peking an die Atmosphäre der Märztage des Jahres 1933 — möchten wir ein großes Fragezeichen dahintersetzen.

Die Kirche ist den berechtigten Wünschen einer echten Vaterlandsliebe nachgekommen, indem Papst Pius XII. durch die *Constitutio Sinarum* vom 11. April 1946 für China die hierarchische Ordnung wie in den katholischen Ländern eingesetzt hat. In welchem Ausmaß der einheimische Klerus bereits die Arbeit übernommen hat, geht aus einer neuen Statistik hervor, wonach in China 70

fremde und 21 einheimische Bischöfe — einer davon ein Kardinal der römischen Kirche — residieren, während 2833 fremden Priestern 2507 einheimische gegenüberstehen. Bei den Schwestern sind die einheimischen in großer Mehrzahl mit 4735 gegen 2046 fremde, während sich beim Priesternachwuchs Einheimische und Fremde fast die Waage halten mit 464 Chinesen gegen 403 Fremde. Die Zahl der Christen beträgt 3252536 getaufte Katholiken und 194921 Katechumenen.

Noch kann man in China nicht von einem einheitlichen Vorgehen gegen das Christentum sprechen, wie auch aus einer Notiz von ‚Christ und Welt‘ (2.2.1950) aus Honkong für die evangelischen Kirchen hervorgeht. Wohl haben uns schaurige Berichte erreicht, die an Schrecken und Beweisen christlicher Tapferkeit nicht hinter den Märtyrerberichten der Urkirche zurückstehen. Mit dem 31. Mai 1948 jedoch wurde sowohl eine Unterbrechung der Bodenreform wie auch die Freiheit für die Missionare angekündigt. Die Volksgerichte wurden abgeschafft. Die Kommunisten erklärten, daß sie die Greuel des Jahres 1946 bedauerten. Da die Katholiken eine verschwindende Minderheit sind (3,2 Millionen gegen 458 Millionen Gesamteinwohner), so scheint heute die Lage so zu sein, daß dort, wo sie völlig verschwinden wie in den großen Städten, keine Schwierigkeit für die Bekehrungsarbeit besteht. Anders dagegen scheint es in den Dörfern zu sein, die eine große Zahl von Katholiken aufweisen. Hier spürt der Kommunismus einen entschiedenen Widerstand gegen seine heidnischen Lehren. Darum setzt bereits ein Kampf auf Leben und Tod ein. Freilich wird man auch hier sagen müssen: so wenig man ein einheitliches Bild der Verfolgung im Deutschland des Nationalsozialismus gewinnen konnte, so wenig ist dies für ein Land von den kontinentalen Ausmaßen Chinas möglich. Wohl können die katholischen Universitäten der Steyler Patres in Peking und

der französischen Jesuiten in Shanghai vorerst noch weiterarbeiten, die kleinen christlichen Missionsschulen auf dem Lande dagegen werden dem Druck auf die Dauer nicht widerstehen können, zumal ihnen auch die finanziellen Grundlagen entzogen sind.

Niemand weiß, was kommen wird. Wohl heißt es im 5. Artikel des 1. Kapitels der provisorischen Verfassung vom 2. Oktober 1949, daß das Volk der Chinesischen Volksdemokratie die Freiheit des Denkens, des Wortes, der Herausgabe von Büchern, der Versammlung, der Vereine, der Presse, des Leibes, der Wohnung, der Bewegung, des religiösen Glaubens und der Kundgebung habe. Aber schon am 3. Oktober folgte eine Erklärung durch die kommunistische Presse, die besagte, daß diese Freiheiten selbstverständlich nur dem Volke zustünden, nicht aber den reichen Beamten und den feudalen Großgrundbesitzern. Damit ist der Artikel völlig überflüssig geworden; denn diese willkürliche Auslegung öffnet jeder Gewalttat Tür und Tor.

Was der Kirche in China droht, darüber liegen Berichte vor allem aus dem Jahr 1946/47 vor. Daß der Kommunismus berechnete Ansprüche des chinesischen Volkes zu den seinen gemacht hat und scheinbar der einzige ist, der sich eines gequälten Volkes annimmt, kann uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß er, zur vollen Macht gelangt, die Menschen einer noch furchtbareren Sklaverei unterwirft. So steht die Kirche Chinas einer dunklen Zukunft gegenüber. Trotzdem hat sie sich bisher bewährt. Nur die alten und schwachen Priester sind vor den Kommunisten gegangen, 60 % sind geblieben. Sie harren aus und walten unter den schwierigsten Umständen ihres priesterlichen Amtes. Wenn man von einem neugeweihten Priester liest, daß er einen Fußmarsch von über 1000 km unternahm, um in seiner Heimatdiözese verborgen und stets des Todes gewärtig Seelsorge zu üben, dann weiß man, daß die Kirche Chinas den Sturm

überstehen wird. Die Kirche ist an keine Staatsform gebunden, weil sie überall nur die Botschaft Christi zu verkünden hat. Für sie haben in allen Jahrhunderten ihre Zeugen, gerade auch in China, den Tod erlitten. Die Kirche Chinas aber soll wissen, daß die Kirche des Abendlandes ihr in enger Gemeinschaft verbunden ist, nicht nur, weil es die eine Kirche ist, die leidet und opfert, sondern auch, weil die Entscheidung Chinas uns angeht.

Oskar Simmel S. J.

### Die Liquidierung der griechisch-katholischen Kirche in Podkarpatien

Im Oktober 1949 brachte die in der Vatikanstadt erscheinende Monatszeitschrift „Ecclesia“ die kurze Notiz, daß die griechisch-katholische Kirche in Podkarpatien im Frühjahr 1949 von den kommunistischen Machthabern „liquidiert“ worden sei. Das bedeutet, daß auch dort rund 500 000 gläubige katholische Menschen in ihrem Gewissen auf die brutalste Weise vergewaltigt worden sind. In Galizien geschah vor vier Jahren und in Rumänien vor 18 Monaten das gleiche, aber man hat doch wenigstens noch Nachrichten über die Unterdrückung der griechisch-katholischen Kirche dort erhalten und es erhoben sich Stimmen des Protestes im Westen. Heute kann man eine halbe Million Katholiken gewaltsam von der Kirche losreißen und zum Schisma zwingen, ohne daß diese Tatsache mehr ein nennenswertes Echo findet!

Es handelt sich um die Diözese Mucacev in Podkarpatien, dem Südostzipfel der Tschechoslowakei, wie sie früher war. Das Gebiet wurde im Juni 1945 der Sowjetunion einverleibt. Die Diözese zählte nach den neuesten Angaben 461 000 Gläubige, 281 Pfarreien, 354 Geistliche, 85 Seminaristen, 8 Klöster mit 85 Ordensleuten. Die dortige slawische Bevölkerung ist in ihrer überwiegenden Mehrzahl seit Ende des